

---

# Reise an den Rand des Möglichen

## *Spirituelle Suchbewegungen in Robert Musils Jahrhundertroman*

Otto Betz / München

„Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913“ (1), so steht es im ersten Abschnitt von Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, dem vielleicht meist diskutierten Roman des 20. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Jahrzehnte arbeitete er an diesem Werk, zunächst in Berlin, dann in Wien und schließlich im Exil in der Schweiz. In Genf ist Robert Musil – arm und halbvergessen – 1942 gestorben. Erst Jahre nach seinem Tod wurde die wahre Bedeutung seines Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* erkannt, obwohl er trotz seiner riesigen Ausmaße Torso geblieben ist und bei weitem nicht alle seine Teile publiziert wurden. Es ist ein Text mit so vielen komplizierten Schichten und Bezügen, so vielen Haupt- und Nebenlinien, dass viele Leser bei der Lektüre kapitulierten: Sie kamen im Labyrinth dieser komplizierten Verflechtungen einfach nicht mehr zurecht. Musils scharfsinnige gesellschaftliche Analyse der Zeit vor dem ersten Weltkrieg schildert den maroden Zustand des österreichischen Staatsgebildes. Es ist aber auch ein Versuch, die Gegebenheiten und Schwierigkeiten des Menschseins abzutasten, den Zerfall überkommener Moralvorstellungen und religiöser Sicherheiten aufzudecken und trotzdem eine Basis für glaubwürdiges Menschsein zu finden. Dafür mag der folgende Satz charakteristisch sein: „Wir leben in einer Zeit, wo die Moral entweder in Auflösung oder in Krämpfen ist. Aber um einer Welt willen, die noch kommen kann, soll man sich rein halten“ (957). Neben all den eingetretenen und erwarteten Katastrophen, den politischen und privaten Querelen, den Intrigen und Liebschaften, die geschildert werden, kann man den Roman also auch als eine Suche nach einer tieferen Schicht des Daseins lesen. Bietet diese Erkundung, die für den heutigen Leser vor nunmehr 100 Jahren begann, auch heute noch aktuelle Beobachtungen über die spirituelle Suche des Menschen?

### Der Möglichkeitssinn

Schon im Anfangsteil des Romans findet sich ein aufschlussreiches Kapitel, in dem der Autor fragt, ob es neben dem „Wirklichkeitssinn“ nicht auch einen

<sup>1</sup> R. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman*. Hrsg. von Adolf Frisé. Hamburg 1952. – Die von mir benutzte Ausgabe stammt von 1965.

„Möglichkeitssinn“ geben müsse. „Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. (...) Das Mögliche umfasst jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ (16). *Musil* entwirft hier ein Konzept des Utopischen, das „einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus“ hat, „der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt. Schließlich ist die Erde gar nicht alt und war scheinbar noch nie so recht in gesegneten Umständen“ (16). Hier kündigt sich die Absicht des Dichters an, nicht nur Niedergang und Zerfall zu dokumentieren, sondern auch Andeutungen zu machen, wie die Bewältigung einer Krise aussehen könnte.

### **„Heilige Gespräche“**

Es ist vielleicht fragwürdig, aus dem gesamten komplizierten Geflecht dieses riesigen Romans einen Strang herauszunehmen und für sich zu betrachten. Aber das Geschwisterpaar Ulrich und Agathe steht nun doch in gewisser Weise im Brennpunkt der ganzen Geschichte. Und gerade bei ihnen spielt nun erstaunlicherweise das Verlangen nach einer spirituellen Durchdringung des Daseins eine große Rolle. Dieses Geschwisterpaar hat sich erst verhältnismäßig spät wirklich kennen gelernt, aber dann eine besonders intensive Verbundenheit und Liebe entdeckt. *Musil* zeichnet Ulrich als jungen Intellektuellen, der als Mathematiker eine breitangelegte Bildung repräsentiert, in gewisser Weise die Naturwissenschaft mit der Mystik verbindet, aber auch in den Wiener Salons verkehrt. Er ist ein reflektierender Beobachter, der sich aber jeder Parteiung entzieht und politisch nicht eingeordnet werden will. Ihn charakterisiert die ironische Distanz. Er sagt einmal über sich: „Eigentlich müsste ich ja gerade sagen, dass ich nie unter einer dauernden Idee gestanden habe. Es fand sich keine“ (900). Glücklich ist er aber darüber nicht. In der Begegnung mit seiner Schwester wird Ulrich bewusst, dass er zu einer Entschiedenheit kommen müsse. „Er ertrug nicht mehr die Unentschiedenheit, die er geliebt hatte, und es schien ihm, dass gerade Agathe die Aufgabe gehabt habe, ihn soweit zu bringen“ (795). Seine Schwester Agathe, eine hochsensible Frau, ist auf dem Wege zu ihrer vollen geistigen Existenz. Bei einem intensiven Gespräch der Geschwister fragt Agathe ihren Bruder, welche Bücher er denn lese und erhält die überraschende Antwort: „Ich unterrichte mich über die Wege des heiligen Lebens“ (750). Dabei scheint es um die Frage

zu gehen, welche Erfahrungen die Mystiker gemacht und welche Sprache sie für ihre Zustände gefunden haben, wenn man „mit einemmal von seinem kleinwünnigen Sein wie eine Feder getragen“ wird, „die aller Schwere und Kräfte bar im Wind fliegt“ (751). Das ist aber nicht als historische oder sachlich-objektive Frage gemeint, sondern als Anfrage, ob ein moderner Mensch, der sich als alles andere als ein Heiliger empfindet, vergleichbare Erfahrungen machen kann. „Man vergisst manchmal das Sehen und Hören, und das Sprechen vergeht einem ganz. Und doch fühlt man gerade in solchen Minuten, dass man für einen Augenblick zu sich gekommen ist“ (751). Ulrich liest dann aus einem der Bücher, in denen solche Widerfahrnisse mitgeteilt werden: „Ich hatte alle meine Vermögen überstiegen bis an die dunkle Kraft. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht. Dann wurde mein Herz grundlos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos“ (752). Es scheint ihm von entscheidender Wichtigkeit zu sein, solchen Phänomenen nachzugehen und sie auf ihren Grundgehalt zu prüfen. „Sie sprechen von einem überflutenden Glanz. Von einer unendlichen Weite, einem unendlichen Lichtreichtum. Von einer schwebenden ‚Einheit‘ aller Dinge und Seelenkräfte. Von einem wunderbaren und unbeschreiblichen Aufschwung des Herzens. Von Erkenntnissen, die so schnell sind, dass alles zugleich ist, und wie Feuertropfen sind, die in die Welt fallen“ (753). Ulrich fragt dann: „Sind das nicht, wenn auch von der Schwierigkeit des Ausdrucks flimmernd verhüllt, dieselben Empfindungen, die man noch heute hat, wenn zufällig das Herz – ‚gierig und gesättigt‘, wie sie sagen! – in jene utopischen Regionen gerät, die sich irgend- und nirgendwo zwischen einer unendlichen Zärtlichkeit und einer unendlichen Einsamkeit befinden?“ (753) Agathe berichtet von ihrer Schulzeit, in der sie von Ordensschwestern unterrichtet wurde, aber auf eine so unglaubliche Art, dass nur noch die Lust übriggeblieben ist, sich über Dinge des Glaubens lustig zu machen. War es nur ein „eingemachter Glaube“, der vermittelt wurde, in eine so feste Form gebracht, dass man ihn gleich als versteinert empfinden musste? Ulrich deutet diesen Vorgang: „Die Gefühle vertragen es nicht, angebunden zu werden (...) Glaube darf nicht eine Stunde alt sein! Das ist es!“ (755)

## Der andere Zustand

Die Geschwister kommen sich durch ihre Gespräche immer näher und spüren eine gegenseitige erotische Anziehung. Es ist „eine Reise an den Rand des Möglichen, die an den Gefahren des Unmöglichen und Unnatürlichen, ja des Abstoßenden vorbei, und vielleicht nicht immer vorbei führte; ein ‚Grenzfall‘ (...)“ (761). Und nun wird die Nähe des Erotischen mit dem Mystischen wahrgenommen. „Er und Agathe gerieten auf einen Weg, der mit dem Geschäfte der

Gottergriffenen manches zu tun hatte“ (761). Diese Sphäre wird der „andere Zustand“ oder „das andere Leben“ genannt. Der Wunsch wird spürbar, hinter die „Wirklichkeit“ zu kommen, sie soll gleichsam porös und durchlässig werden, aber es wird auch klar, dass eine Verwandlung nur durch die Liebe möglich wird. Ulrich betont: „Man braucht durchaus kein Heiliger zu sein, um etwas davon zu erleben! Man kann auch auf einem umgestürzten Baum oder einer Bank sitzen und einer weidenden Rinderherde zusehn und schon dabei nichts Geringeres mitmachen, als wäre man mit einemmal in ein anderes Leben versetzt! Man verliert sich und kommt mit einemmal zu sich.“ (761) Auf die Frage, was denn nun dieser andere Zustand sein könne, versucht Ulrich eine vorsichtige Umschreibung: „Irgendeine gewohnheitsmäßige Verwebung in uns zerreißt. Nichts Eßbares grast dann mehr; nichts Malbares; nichts versperrt dir den Weg. Du kannst nicht einmal mehr die Worte grasen oder weiden bilden, weil dazu eine Menge zweckvoller, nützlicher Vorstellungen gehört, die du auf einmal verloren hast. Was auf der Bildfläche bleibt, könnte man am ehesten ein Gewoge von Empfindungen nennen, das sich hebt und senkt oder atmet und gleißt, als ob es ohne Umrisse das Gesichtsfeld ausfüllte. Natürlich sind darin auch noch unzählige einzelne Wahrnehmungen enthalten, Farben, Hörner, Bewegungen, Gerüche und alles, was zur Wirklichkeit gehört: aber das wird bereits nicht mehr anerkannt, wenn es auch noch erkannt werden sollte. Ich möchte sagen: die Einzelheiten besitzen nicht mehr ihren Egoismus, durch den sie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sondern sie sind geschwisterlich und im wörtlichen Sinn ‚innig‘ untereinander verbunden. Und natürlich ist auch keine ‚Bildfläche‘ mehr da, sondern irgendwie geht alles grenzenlos in dich über.“ (762)

Es ist schwierig, zu sagen, welche Erfahrungen hinter solchen Aussagen stehen. Ist es eine „naturale Meditation“, sodass die Dinge durchsichtig werden und sich in einen großen Zusammenhang einordnen? Ist es eine neue Form „schwebender Aufmerksamkeit“ (*Simone Weil*), die sich nicht mehr auf die konkreten Dinge richtet, sondern ein großes Ganzes und Umfassendes wahrnimmt? Ist es ein ekstatisches Heraustreten aus der gewohnten und vertrauten Alltagswirklichkeit? In dem Gespräch wird immer weiter versucht, der besonderen Eigenart dieses Phänomens gerecht zu werden. „Es steht in dem Augenblick, wo man dem unwesentlichen Leben entschlüpft, alles in einer neuen Beziehung zu einander“, sagt Ulrich (762). Agathe trägt die Beobachtung bei: „Man besitzt nichts auf der Welt, man hält nichts mehr fest, man wird von nichts festgehalten“ (763). Die konventionelle Wertesordnung wird also aufgehoben, eine neue Form einer Freiheit wird erlebt, die nicht greifen und besitzen will, sondern loslässt. Der Zustand „ist etwas unendliches Ruhendes und Umfassendes, und alles, was in ihm geschieht, mehrt seine ruhig steigende Bedeutung (...) Das Schlechte kann nicht geschehn, weil im gleichen Augenblick die Stille und Klarheit zerreißt und der wunderbare Zustand aufhört“ (763). Als Agathe darüber nachdenkt, wann und

auf welche Weise sie ähnliche Erfahrungen gemacht hat, sagt sie: „Es hat wirklich eine kurze Zeit gegeben, wo ich Neid, Bosheit, Eitelkeit, Habsucht und ähnliches nicht kannte; es ist kaum noch zu glauben, aber mir kommt vor, sie wären damals mit einem Schlag nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus der Welt verschwunden gewesen! (...) Ein guter Mensch macht alles gut, was mit ihm in Berührung kommt, die anderen mögen gegen ihn unternehmen, was sie wollen: in dem Augenblick, wo es in seinen Bereich eintritt, wird es von ihm verändert!“ (763) Da ist zwar Ulrich skeptischer, so einfach geht die Veränderung der Welt nicht vor sich. Wichtig ist aber der eigentümliche Zustand „einer gesteigerten Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, der ein Überquellen und Zurückquellen der Eindrücke bewirkt, woraus das Gefühl entsteht, wie in dem weichen Spiegel einer Wasserfläche mit allen Dingen verbunden zu sein und ohne Willen zu geben und zu empfangen; dieses wunderbare Gefühl der Entgrenzung und Grenzenlosigkeit des Äußeren wie des Inneren, das der Liebe und der Mystik gemeinsam ist“ (764f.).

### **Was geht den Religionen voraus?**

*Musil* zeichnet Ulrich nicht als gläubigen Menschen. „Im Gegenteil: Glaube stand bei ihm im Verdacht einer Neigung zum Vorschnellen!“ (1103) Aber die neue „Leere“ rief auch einen neuen Gedankengang herauf: „Ulrich war es gewohnt, nicht sowohl gottlos als vielmehr gottfrei zu denken, was nach Art der Wissenschaft heißt, jede mögliche Wendung zu Gott dem Gefühl zu überlassen (...) „Wie, wenn nun gerade dieses Ungöttliche nichts wäre als der zeitgemäße Weg zu Gott? Jede Zeit hat noch einen anderen ihren stärksten Geisteskräften entsprechenden Gedankenweg dahin gehabt; wäre es also nicht unser Schicksal, das Schicksal eines Zeitalters der klugen und unternehmenden Erfahrung, alle Träume, Legenden und ausgeklügelten Begriffe nur deshalb zu leugnen, weil wir uns auf der Höhe der Weltforschung und -entdeckung wieder ihm zuwenden und zu ihm ein Verhältnis der beginnenden Erfahrung gewinnen werden?!"“ (1092) Als er darüber nachsinnt, was er mit dem Begriff „Glauben“ anfangen soll, formuliert Ulrich: „Er meinte mit dem Wort Glauben ja nicht sowohl jenes verkümmerte Wissenwollen, die gläubige Unwissenheit, die man gemeinhin darunter versteht, als vielmehr die wissende Ahnung, etwas, das weder Wissen noch Einbildung ist, aber auch nicht Glaube, sondern eben ‚jenes andere‘, das sich diesen Begriffen entzieht“ (826). Das Geschwisterpaar empfindet sich nicht als „religiös“, vor allem fühlen sie sich keiner konkreten konfessionellen Prägung verbunden. Aber beide haben Erfahrungen gemacht, die sie zutiefst beschäftigen. Ulrich betreibt immerhin religionsvergleichende Studien, er hat christliche, jüdische, indische und chinesische Quellenschriften dabei und ist

überrascht, wie nahe sie sich in ihrer inneren Bewegung sind. Sein Fazit lautet: „Wir dürfen also einen bestimmten zweiten und ungewöhnlichen Zustand von großer Wichtigkeit voraussetzen, dessen der Mensch fähig ist und der ursprünglicher ist als die Religionen.“ (766) Aber er hat auch beobachtet, dass die Religionen häufig mit äußerster Skepsis die außergewöhnlichen Zustände betrachten und sie schnell als „Wahn“ abtun. „Heute sind selbst die meisten religiösen Menschen so von der wissenschaftlichen Denkweise angesteckt, dass sie sich nicht nachzusehen trauen, was zu innerst in ihrem Herzen brennt, und jederzeit bereit wären, diese Inbrunst medizinisch einen Wahn zu nennen, auch wenn sie offiziell anders reden.“ (767f.) Ulrich hat den Eindruck, die Religionen würden sich geradezu abschotten gegenüber solchen unmittelbaren Erfahrungen. „Wir haben alles das wie einen verdächtigen Brunnen verschalt, aber irgendein übrig gebliebener Tropfen dieses unheimlichen Wunderwassers brennt trotzdem ein Loch in alle unsere Ideale. Keines stimmt ganz, keines macht uns glücklich; sie weisen alle auf etwas hin, das nicht da ist.“ (768) Bemerkenswert ist, dass *Musil* hier eine Wendung gebraucht, die gegenwärtig gern als Kennzeichnung einer Offenheit für religiöse Fragestellungen gebraucht wird: das Empfinden, dass etwas fehlt (*Jürgen Habermas; Martin Walser*).

### **Das ungelöste Rätsel**

Als Agathe nach den Tagen der intensiven „heiligen Gespräche“ allein ist, macht sie den Versuch, über sich eine neue Klarheit zu bekommen. Sie denkt über den Tod nach und wie sie sich ihn vorstellen soll. „Kühl dachte sie an den Tod als einen Zustand, wo man aller Mühen und Einbildungen enthoben ist, und stellte sich ihn als ein inniges Eingeschlafertwerden vor: man liegt in Gottes Hand, und diese Hand ist wie ein Wiege oder wie eine Hängematte, die an zwei große Bäume gebunden ist, die der Wind ein klein wenig schaukelt. Sie stellte sich den Tod als eine große Beruhigung und Müdigkeit vor, befreit von allem Wollen und aller Anstrengung, von jeder Aufmerksamkeit und Überlegung, ähnlich der angenehmen Kraftlosigkeit, die man in den Fingern empfindet, wenn sie der Schlaf von irgendeinem letzten Ding der Welt, das sie noch festhalten, vorsichtig löst“ (855). Aber gleich macht sie sich den Vorwurf, sie habe sich eine „recht bequeme und nachlässige Vorstellung vom Sterben gemacht“ (855). Bei diesen Überlegungen fällt ihr ein Wort von *Novalis* ein, das sie sich bei manchen Gelegenheiten vorgesagt hatte: „Was kann ich also für meine Seele tun, die wie ein unaufgelöstes Rätsel in mir wohnt? Die dem sichtbaren Menschen die größte Willkür lässt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann?“ (857) Es geht ihr auf, wie unbefriedigend ihr bisheriges Leben gewesen ist. Was die meisten als erfüllend und letztlich sättigend erleben, behält bei ihr einen schalen Geschmack. „Das

angeblich voll ausgelebte Leben ist in Wahrheit ‚ungereimt‘, es fehlt ihm am Ende, und wahrhaftig am wirklichen Ende, beim Tod, immer etwas. Es ist – sie suchte nach einem Ausdruck dafür – wie gehäufte Dinge, die kein höheres Verlangen geordnet hat: unerfüllt in seiner Fülle.“ (859) Irgendwie wird nach einer letzten Sinnhaftigkeit gesucht, nach einer Zielgerichtetheit menschlichen Da-seins. Agathe gebraucht dafür ein eigenwilliges Bild: Wie die Gärung des Weins aus einem gewöhnlichen Most ein kostbares Getränk macht, so muss der Mensch eine letzte Wandlung erfahren. „Wie die Gärung im Wein strömte die Erwartung in ihr, dass Tod und Schrecken nicht das letzte Wort der Wahrheit sein werde.“ (859) Der totgeglaubte Gott wird plötzlich wieder als gegenwärtig empfunden. „Und in einem jener wunderbaren Augenblicke, wo sich der Ort, wo sie stand, ins Ungewisse aufzulösen schien, vermochte sie zu glauben, dass hinter ihr, in dem Raum, wohin man niemals sehen könne, vielleicht Gott stünde.“ (859) Gleich jedoch macht sie sich selbst den Einwand, sie könne vielleicht nur einem sich bildenden Wahnsinn anheimfallen. „Aber erschöpft und zitternd musste sie sich nach einer Weile eingestehn, dass sie ‚Gott‘ gerade so deutlich gefühlt habe wie einen Mann, der hinter ihr stünde und ihr einen Mantel um die Schulter legte.“ (860) Das Changieren zwischen Zuversicht und Skepsis, zwischen Nüchternheit und Gefühl, zwischen Ironie und Ernsthaftigkeit findet sich bei beiden Geschwistern. Die Sehnsucht nach einem „Tausendjährigen Reich“ (861) ist eine verborgene Hoffnung, aber so etwas darf man nur im Scherz äußern: „Er hätte wohl ebensogut auch ein anderes Wort dafür gewählt haben können, denn was es Agathe bedeutete, war nur der überzeugende und zuversichtliche Klang nach etwas, das im Kommen ist“ (861). Der Mangel an Eigenschaften, von dem ja schon der Titel des Romans spricht, ist nicht als charakterliches Manko zu verstehen. Es meint das Nicht-festgelegt-Sein, es ist die Offenheit nach allen Richtungen, die Fähigkeit, sich berühren zu lassen, wenn etwas kommt, das einen innerlich trifft. Beide Geschwister sitzen nicht in einer festen Bastion, die es zu verteidigen gilt, sondern bleiben „in der Schwebe“, sind erschütterbar, aber deshalb auch immer gefährdet.

### **Das Paradies ist nicht erreichbar**

„Du bist an den Saum von etwas geraten, das mehr als Menschlichkeit ist“, sagt Ulrich zu seiner Schwester (1366). Er sagt nicht, was dieses „mehr“ bedeutet, es bleibt offen, deutet aber eine Richtung an. Mir scheint, dass in einer solchen Haltung etwas Charakteristisches für einen fragebereiten und nicht festgelegten modernen Menschen zum Vorschein kommt. Weit davon entfernt, ein klares Be-kennenntnis abzulegen und damit eine Sicherheit vorzuspiegeln, die er nicht erreicht hat, soll doch ein unversperrter Horizont angedeutet werden. Dahinter steht der

tastende Versuch, nicht einfach in einem Zustand des Indifferentismus oder Agnostizismus zu verharren, aber auch nicht zu einer bekennerrhaften Eindeutigkeit zu kommen. Deshalb bleibt es bei vorsichtigen Formulierungen, beim ahnungshaften Vermuten. Thesen werden entworfen, um sogleich wieder in Frage gestellt oder zurückgenommen zu werden. Ein Verlangen nach Genauigkeit ist da, und trotzdem bleibt man in einer Unbestimmtheit. Das Spielerische bei diesem Tun ist ein Pendeln zwischen Zweifel und Zuversicht. Aber es gibt in dieser derart wahrgenommenen Welt auch eine verhaltene Schwermut, die vielleicht mit der durchgehaltenen Skepsis in Verbindung steht. Wenn Menschen von der Sehnsucht nach einem „anderen Zustand“ oder dem „tausendjährigen Reich“ (861) erfasst werden, dann besteht die Gefahr, dass die Utopie nie zu einem „Ort“ kommt: die Erwartungen enden in einer großen Enttäuschung und in einer Resignation. Ein nicht in die spätere Version des Romans aufgenommenes Kapitel aus dem Nachlass hat den Titel „Die Reise ins Paradies“. Darin wird zunächst von der Seligkeit einer beglückenden Begegnung berichtet: die beiden nähern sich einem Zustand, in dem man sieht, ohne Licht und hört, ohne Laut. „Sie waren untergegangen in diesem alles ausfüllenden Feuer; waren schwimmend darin wie in einem Meer von Lust, und fliegend darin wie in einem Himmel von Entzücken.“ (1412) Aber auch ein euphorischer Zustand ist nicht unbedingt das „Andere“, man wird irgendwann aus ihm herausfallen und die banale Wirklichkeit meldet sich wieder zu Wort. „Phantasten sind Menschen, die von Salz allein leben wollen“, wird plötzlich ein ernüchternder Satz ausgesprochen (1421). Die Angst vor einer puren Wiederholung wird als Schreckgespenst erlebt. Agathe formuliert ihre Enttäuschung mit einem Satz, der wie ein Schuldbekenntnis klingt: „Wenn wir an Gott geglaubt hätten, würden wir die Reden der Berge und Blumen verstanden haben“ (1426). Ihr Traum vom Paradies hat sich „in eine seelisch-optische Täuschung aufgelöst“ (1427). Und weil sie sich über ihre Gefühle und Gedanken immer reflektierend Rechenschaft ablegen, sagt Ulrich: „Wir sind Instrumentalisten, die sich in der Ahnung zusammengefunden haben, dass sie ein wunderbares Stück spielen sollen, dessen Partitur noch nicht aufgefunden worden ist“ (1438). In den nachgelassenen Kapiteln und Notizen ist dann doch noch von einem Glauben die Rede, der in der Ahnung bleibt, vom induktiven Gott, „unbeweisbar, aber glaubwürdig“, von einem „Kreislauf des Gefühls ohne Mystik. Realwerden Gottes.“ (1579) Das Scheitern wird zugegeben, aber es wird ein Spalt offengelassen: „Die Utopien sind zu keinem praktikablen Ergebnis gekommen. Der ‚andere Zustand‘ gibt keine Vorschriften für das praktische Leben“ (1579). Gleichsam mit einem unsichtbaren Fragezeichen versehen stehen in einem späten „Studienblatt“ die Sätze: „Es ergab sich *als Symbol fürs Ganze*: Der Möglichkeitsmensch Ulrich lässt sich auf die Wirklichkeits-Bank Heimat nieder mit der Ahnung, dass er bald wieder aufstehen wird (...) Dem Möglichkeitsmenschen entsprechen ,die noch nicht erwachten Absichten Got-

tes“ — Von Anfang an ist die Beziehung auf Gott also einfach da. Es liegt also in Ulrich eine religiöse Tendenz“ (1579). In der Schwebe bleiben, das zieht sich durch den ganzen Roman. Mit Søren Kierkegaard könnte man sagen: Es bleibt alles in einem ästhetischen Stadium, das ethische Stadium mit seinen konkreten Konsequenzen (Berufentscheidung, Eheschließung usw.) wird vermieden. Das religiöse Stadium bricht hie und da überraschend ein, als bedrohlich-verheißungsvolle geahnte Wirklichkeit.

Zeichnet der *Mann ohne Eigenschaften* wirklich einen Typos, der in unseren Tagen auf die Geisteshaltung vieler Menschen zutrifft? Wir können heute häufig beobachten, dass das Religiöse nicht ausgeklammert wird, aber es äußert sich eher in einer Haltung des Fragens und Nachbohrens. Der Bereich des Religiösen gehört zu den „interessanten Phänomenen“. Man begegnet ihm in der Gestalt des Folkloristischen, aber auch als kulturelle Besonderheit bei den Reisen durch die Welt. Die Horizonterweiterung des Denkens öffnet für fremde Traditionen und bewirkt eine Lernbereitschaft für das „Fremde“. Man hat „Religion im Erbe“, wie Ernst Bloch diese Geisteshaltung gekennzeichnet hat, ist aber auch bereit, sich bereichern zu lassen. Das eigene Erbe wird gehütet, weil es uns an unsere geschichtliche Tradition erinnert, aber wir fühlen uns nicht verpflichtet, es uns so anzueignen, dass wir uns damit identifizieren. Die großen Schriften der Weltreligionen sind immer noch bedeutsam, weil sie uns die Abgründe und Chancen des Menschseins veranschaulichen, aber sie haben eher eine psychologische oder therapeutische Funktion. In gewisser Weise wird von jedem erwartet, dass er sich ein Gefüge von Werten und Sinnzusammenhängen kombiniert, um eine subjektive „Glaubensform“ zu gewinnen, die sich der eigenen Person und Lebensgeschichte mit ihren Vorerfahrungen einfügt. So will man den aufgenötigten Normen entkommen, es entsteht möglicherweise eine sehr private Frömmigkeitsform, die allerdings wenig soziale Verflechtungen mit sich bringt. Das Verbundenheitsgefühl mit anderen wird kaum entwickelt. Aber immerhin: Im Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* wird Gott nicht in der Vergangenheit gesucht, sondern als der kommende Gott in der Zukunft erwartet; man verlangt nach einer „Gottes-Leidenschaft“. Ob das auch beim Gegenwartsmenschen beobachtet werden kann? Der „nicht-festgelegte-Mensch“ von heute ist aber wohl immer noch auf der Suche nach sich selbst und diese Suche hat kein absehbares Ende, so wie Musils Roman kein Ende finden konnte.